



Text Michèle Loetzner | Fotos Maxime Ballesteros

# Eine Schockstarre ist völlig normal

Der Tod der Mutter führt dazu, dass unsere Autorin ihre Wohnung nicht mehr verlässt. Sie schafft es nicht mehr aus dem Haus, es geht einfach nicht. Die Beschreibung eines Ausnahmezustands.

Mit einem Mal wird die Wohnung ein Ring, in dem du allein gegen dich selbst kämpfst.

400 Euro. Rollsplittschäferhundgraubeige. Erst vor anderthalb Jahren habe ich die gesamte Wohnung streichen lassen, von Holger, dem Maler, der eigentlich in einer AC/DC-Coverband spielt. 400 Euro hat das gekostet: zwei Zimmer, der Flur und das Bad, Altbau, hohe Decken, ultra-anstrengend. Die Küche hat er nicht gestrichen, weil ich keinen Bock hatte, meine geklauten Tour-Poster abzuhängen. Ein echtes Schnäppchen, denn er hat die Farbe selbst mitgebracht. Schneeweiß war alles, wie in der Fernsehwerbung mit der Katze. Und alles roch so gut nach „neu“. Trotzdem ist die linke obere Ecke meines Zimmers, in die ich nun seit einer Ewigkeit starre, jetzt wieder beige. Ich liege in meinem Bett, und alles, woran ich denken kann, sind die 400 Euro. Ich ärgere mich nicht. In mir ist gar kein Gefühl, ich stelle nur sachlich fest.

Am Freitag ist meine Mutter gestorben. Am Sonntag war mein dreißigster Geburtstag. Am Dienstag hat mich mein Freund verlassen. Heute ist Mittwoch. Mittwochvormittag. Ich sollte bestimmt irgendetwas anderes denken und fühlen, aber in meinem Kopf dreht sich nur sinnlos die Zahl 400. Animiert wie ein Bildschirmschoner plopt sie von einer Kopfecke in die andere, stößt an den Rand und federt zurück. Wahrscheinlich rauche ich zu viel hier drin. Ich hole eine neue Zigarette aus der Schachtel. Gut, dass ich vergangene Woche im Krankenhauskiosk noch eine ganze Stange gekauft habe. Meine Haare kleben an meiner Stirn. Das Bett stinkt. Ich brauche nicht groß zu googeln, dass ich mich garantiert in einem Schockzustand befinde. Es ist bestimmt normal, dass man nach dem Verlust der Mutter, des Freundes und nach dem dreißigsten Geburtstag dumm im Bett rumliegt und sich leidtut. Aber ich tue mir nicht leid. Ich tue mir nichts, in mir tut sich nichts. Dafür stinke ich bestimmt schlimmer als

meine Bettwäsche und sehe aus wie die Leute aus den RTL2-Dokus. Wie lange man in dieser Paralyse wohl verharrt?

Mein Handy klingelt, ich gehe nicht ran. Wahrscheinlich wieder jemand, der sich Sorgen um mich macht. Aber ich will nicht kommunizieren. Jedenfalls nicht aktiv. Passiv geht dagegen super. Mein Laptop liegt aufgeklappt neben mir, Facebook läuft, ich kriege alles mit, was da draußen passiert. Der Fernseher läuft ebenfalls. Ich bin eine Kommunikationseinbahnstraße: Hier kommen nur Infos rein, keine raus. Die Fenster sind zu, die Wohnungstür von innen abgeschlossen. Mit einer seltsamen Genugtuung nehme ich all die verpassten Anrufe und Kondolenzmails wahr. Würde ich etwas fühlen, ich würde mich vermutlich selbst anwidern. Die halbe Welt sorgt sich, wie es mir geht, und ich liege rauchend in meinem Bett und stopfe mir die Taschen mit Anteilnahme voll. Die denken sicher alle, dass ich heulend auf dem Boden liege. Tu ich nicht. Wer seiner Mutter beim Sterben ins Gesicht gesehen hat, kann nicht heulen, Heulerei hilft nichts. Die Haut gelbgrün, vom Bilirubin verfärbt. Die Metastasen haben meine Mutter aufgefressen, die Leber hat aufgehört zu funktionieren, meine Mutter hat sich selbst vergiftet. Die Augen unnatürlich weit hinten in der Augenhöhle, die Iris von einem milchig weißen Schleier überzogen, wie ein Zombie. Blind. Das Gesicht eingefallen, nur die Zähne standen noch hervor. Meine Mutter war erst vierundfünfzig, als sie am Freitag starb, fast sechs Jahre hat der Krebs unsere Familie begleitet, und irgendwann hat er gewonnen. Gegen uns, gegen meine Mutter. Meine beiden Brüder, elf und vierzehn Jahre alt, mein Stiefvater und ich haben ihre Hand gehalten, als sie starb. Haut so dünn wie Seidenpapier, gespannt über

filigrane Knochen, heiß. Heiße Origami-Hände. Die Atmung hatte einfach aufgehört. Sie ist erstickt. Das Herz hat noch weitergeschlagen, obwohl die Atmung bestimmt drei Minuten vorher aufgehört hatte. Vor sechs Tagen, morgens gegen zehn Uhr. Kein friedliches Einschlafen à la Hollywood, erstickt ist sie. Und ich fühle nichts.

Die Seelsorgerin auf der Palliativstation erklärte mir, es sei völlig okay, wenn man den Tod erst mal allein verarbeiten möchte, und eine Schockstarre sei total normal. Up my ass.

Nichts fühlen ist so ziemlich der langweiligste Zustand der Welt. Aber gut, wann bekommt man schon mal die Erlaubnis, nicht kommunizieren zu müssen? Da muss man mich nicht lange bitten. Auf Facebook rattern Beschwerden über das Februarwetter (zu kalt) und Frohlocken (bald ist Wochenende) über die Wall. Ich gehe in die Küche und hole mir tiefgefrorene Himbeeren aus dem Eisfach, die ich mit Milch und Müsli in eine Schüssel kippe. Drei Dinge, die es immer in meiner Küche gibt: Milch (laktosefrei), Müsli (das mit weniger Zucker) und Himbeeren (gefroren, Familienpackung). Andere können im Schockzustand angeblich nichts essen. Ich schon.

Im Fernsehen läuft das „Kochduell“, danach die „Topfgeldjäger“. Das Bett stinkt wirklich widerlich, und überall liegen Haare. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen in Stresssituationen: Haare ausreißen. Heißt laut Google im Fachjargon Trichotillomanie.

Was macht man in meinem Zustand, mit Benimm-Freifahrtschein? Bestimmt nicht heulend am Boden liegen. Bestimmt nicht reden. Vier verpasste Anrufe. Ich würde nur zurückrufen, wenn sich mein Stiefvater gemeldet hätte – könnte ja sein, dass man was wegen der Beerdigung besprechen müsste. Die wollen wir noch ein bisschen rauszögern, denn nächste Woche

wird mein kleinerer Bruder zwölfte Geburtstag und Beerdigung knapp hintereinander ist scheiße. Kann ich ja jetzt beurteilen – immerhin hatte ich zwei Tage nach dem Tod meiner Mutter Geburtstag. Tod und Beerdigung: Same same but different. Die halbe Familie ist jetzt geburtstagstraumatisiert. Danke, Mama!

Ich gehe ins Bad und miste meine Kosmetikprodukte aus. Ich bin zwei Stunden beschäftigt. Ich vs. Langeweile – eins zu null. Es ist achtzehn Uhr. Ich lege mich in mein Bett und nehme Schlaftabletten. Funktioniert bis vier Uhr früh. Ich starre in die beige Ecke, sogar nachts sieht man im schwachen Fernsehlicht den Farbumterschied. Wo sind meine Zigaretten?

Donnerstagfrüh, das „ZDF-Morgenmagazin“ läuft. Mein Ex-Freund möchte, dass ich meine Sachen dem-

## Erstickt ist sie. Und ich fühle nichts.

nächst hole, schreibt er in einer E-Mail. Ich suche den Würgereiz in mir, den eine Trennung normalerweise verursacht. Er ist nicht da. Zwei Jahre war mein Ex-Freund Teil des langsamen Sterbens meiner Mutter. Zum Schluss hat er mich nicht mehr ertragen in meinem verzweifelten Wahnsinn. Der Krebs hat also auch meine Beziehung zerstört. Ich kann das alles verstehen. Theoretisch. Wie viel kann ein Mensch tragen? Ich trage emotionslos seine Sachen zusammen und nutze den Energieschub, um meinen Schreibtisch auszumisten, Rechnungen und Belege einzusortieren, Sachen wegzuschmeißen. Brauche ich noch die Kopien meiner Proseminarscheine? Ich habe meinen Magister doch schon seit vier Jahren. Dazwischen: viel rauchen. Mein Stiefvater ruft an, ich gehe dran.

Danach: wieder Kommunikationsverweigerung. Ich esse Himbeermüsli, dann räume ich meinen Kleiderschrank auf und miste aus. Das schwarze Shirt kann ich nicht wegwerfen, das hat mir meine Mama geschenkt, ich habe es nur einmal getragen. Ich fühle in mich hinein, suche eine Gefühlsregung. Nichts. Nur der Haaransatz tut mir weh. Grundlos. Gleich gehen die „Topfgeldjäger“ los. Ich könnte die Vorhänge mal waschen. Und den Inhalt des überquellenden Wäschekorb auch. Und gleich die Sockenschublade aufräumen, einzelne Socken ein für alle Mal wegwerfen. Wer braucht Einzelgänger?

Es wird dunkel. Ich nehme das Schlafmittel, das ich zu Hause geklaut habe. Meine Mutter hatte wegen der Schmerzen das richtig harte Zeug in Hülle und Fülle. Ihr Schmerzarzt avan-

ciert jetzt ohne sein Wissen zu meinem persönlichen Dealer. Traumloser Schlaf. Freitagmorgen. Innen leer, Ecke beige, Mailbox voll.

Ich putze die Fenster und überlege, als ich auf der Fensterbank stehe, ob ich tot wäre, wenn ich hier rausfiele. Zweiter Stock, ich muss einfach nur den Rahmen loslassen. Aber wozu?

Ich gehe in die Küche und miste den Vorratsschrank aus, sortiere die Teller, Gläser und Tassen nach Größe, räume den Kühlschrank aus und mache mit Q-Tipps das kleine Loch sauber, durch das das Wasser abfließt. Ich wische den Kühlschrank von außen und hänge die mit Magneten befestigten Postkarten, die ich vorher abgenommen hatte, wieder ordentlich an die Tür. Darf nicht schief sein, das ist wichtig. Es wird wieder dunkel – wo

ist dieser Tag hin? Ich habe das Schlafmittel und Zigaretten.

Samstag. Wohnung staubsaugen, Bad wischen, Waschbecken, Wasserhahn, Regal, unter dem Heizkörper ist es eklig, auf den Regalen auch, es ist Nachmittag, Bett endlich frisch beziehen, Fensterbänke wischen, Lampen abstauben, Steckdosen absaugen, Glühbirnen wechseln, fernsehen, Facebook klicken, nicht ans Telefon gehen. Schlafmittel. Doppelte Menge – bloß nicht mehr wach sein müssen. Funktioniert. Sonntag.

Es ist sechs Uhr. Ob ich noch mal Schlafmittel nehmen kann? Ich google die Risiken von Tavor. Alles ganz, ganz böse, ich nehme es trotzdem. Mittags wache ich schweißgebadet auf. Der Fernseher läuft seit Mittwoch durch. Kann er kaputtgehen, wenn er nie ausgeschaltet wird? Vielleicht erhitzt er sich und explodiert? Ich miste mein Bücherregal aus und stelle die aussortierten Bände in den Flur, zu den Mülltüten mit den aussortierten Klamotten, Lebensmitteln, Kosmetikprodukten, Papierfetzen, alten Zeitschriften. Der Flur ist jetzt voll. Ich sollte das alles zum Müllschlucker bringen. Ich ziehe Schuhe an, hole den Schlüssel und stehe vor der Wohnungstür. Ich kann nicht raus. Ein Gefühl kriecht in mir hoch, das erste Gefühl seit Tagen. Zäher, unbesiegbare Widerwille. Ich kann da nicht raus, denke ich, auf keinen Fall, mir ist schlecht. Ich ziehe die Schuhe aus und lege mich in mein Bett. Es ist sauber, ich bin seit einer Woche ungeduscht. Das geht nicht. Ich gehe duschen, rasiere meine Beine, rubble mir die Hornhaut von den Füßen, bis es blutet. Ich verfolge die Blutspur, wie sie sich mit Wasser mischt. Tut nicht weh. Blutet nur. „Frau nach Bimssteinmissbrauch in Dusche verblutet.“ Irgendwann hört es auf, ich stelle das Wasser ab. Ich trockne mich ab, creme mich ein, föhne die Haare, zupfe Augen-



brauen, feile meine Nägel, pinsele Lack auf die Nägel. In Grün. Während er trocknet, starre ich wieder in die Ecke. Vielleicht sollte ich mein Zimmer selbst noch mal streichen? Dazu müsste ich Farbe kaufen. Ich kann den Widerwillen körperlich spüren, in meinem Hals sitzt Stahlwolle.

Montag. Der Flur ist voll, die Wohnung penibelst sauber und aufgeräumt, ich bin penibelst sauber und gepflegt. Was man schafft, wenn man mal ein paar Tage zu Hause bleibt. Ich könnte den Scheiß im Flur zum Müllschlucker beziehungsweise in den Keller tragen. Aber dazu müsste ich raus. Die Stahlwolle sitzt immer noch in meinem Hals, sie hat sich vergrößert und Metastasen gestreut. Stahlwollkrebs. Zusätzlich bin ich von den Schmerz-, Beruhigungs- und Schlafmitteln total dizzy. Ich gehe ziellos durch die Wohnung, stehe in der Küche und weiß nicht mehr, warum ich dorthin gegangen bin. Weil es nichts mehr zu tun gibt, schaue ich weiterhin Kochsendungen und rauche. Der Rücken tut weh, wann beginnt Wundliegen?

Am Abend ist mir so langweilig, dass ich mir im App Store ein Spiel runterlade: „Plants vs. Aliens“. Zombies wollen in mein Haus, ich muss Blumen pflanzen, die die Aliens mit Samen beschießen. Stupidies Rumgeklicke und Gedaddel rettet mich bis Mitternacht. Mit achtzehn verpassten Anrufen und siebenunddreißig sorgenvollen Facebooknachrichten schlucke ich Tavor und versuche zu schlafen. Geht nicht, denn ich habe ein Problem. Ein so großes, dass sich all die aufgestaute Dumpfheit gegen zwei Uhr explosionsartig entlädt, als ich feststelle, dass ich keine Zigaretten mehr habe. Wie ein Junkie fingere ich in meinem Aschenbecher nach einem Stummel, der noch ein, zwei Züge verspricht. Ich rauche den angeaschten Stummel und wippe dabei mit angezogenen Knien auf dem Kü-

chenboden vor und zurück. An meinen Lippen klebt Dreck. Sehen so nicht Psychos aus oder zumindest das Bild, das man sich von ihnen macht? Wippend, stummelrauchend auf dem Boden einer neurotisch sauberen Wohnung.

Mein Kopf platzt gleich, das Blut rauscht in den Ohren, meine Augen fühlen sich trocken an, ich zittere: Keine Zigaretten sind ein Problem. Der Automat ist nur ein paar Minuten von hier. Aber wie komme ich hin? Ich muss vor die Tür, und ich muss mich zusammenreißen. Jesus Christus, reiße dich zusammen, du schwaches Geschöpf. Wie armselig bin ich? Meine Mutter ist gestorben, und ich bekomme einen Nervenzusammenbruch, weil ich keine Zigaretten habe?

Seit einer Woche habe ich die Wohnung nicht mehr verlassen, sitze in einem perfekt aufgeräumten Puppenhaus. Alle Welt sorgt sich, ich bin eine Kommunikationseinbahnstraße. Und da sitze ich nun, zitternd, mit ascheverschmierten Fingern und grauen Lippen, ich will nur noch eins: tot sein. Ich will diesem Käfig entkommen, den der Krebs meiner Mutter um mich herum gebaut hat. Ich schreie. Ich sitze in meiner Küche und schreie in die Nacht. Während ich schreie, werde ich wütend. Die Wut wächst, sie bahnt sich ihren Weg ringförmig von meinem Herzen aus in meinen Körper. Strömt in meine Beine, Knie, Fußknöchel, Zehen. In meine Schultern, Arme, mein Kinn, meine Nase, in den seit Tagen schmerzenden Haaransatz. Ich bin erfüllt von oben bis unten von kochender, Schaumkronen werfender Wut.

Ich renne in mein Zimmer, stecke Geldbeutel und Handy in meine Handtasche. Im Flur ziehe ich warme Winterstiefel, dicke Jacke und Schal über meinen Jogginganzug. Ich sperre die Tür auf, renne das Treppenhaus runter, raus auf die Straße. Es schneit, es ist

kalt, es ist fünf Uhr morgens. Statt rechts zum Zigarettenautomaten zu laufen, gehe ich nach links, Richtung Bahnhof. Der erste Zug geht in einer halben Stunde. Es ist der vierzehnte Februar. Mein Bruder wird heute zwölf Jahre alt, er lebt eine Zugstunde entfernt bei meinem Stiefvater. Vor elf Tagen ist seine Mutter gestorben, in vier Tagen wird sie beerdigt. Da kann sich seine große Schwester nicht einfach in ihre Wohnung sperren. Am Bahnhof kaufe ich Zigaretten, dann steige ich in die Regionalbahn. Der Krebs hat mich schon mal umgebracht, lightning doesn't strike you twice. ❀